

Lebens-KUNST in Cottbus

Anette Lehmann-Westphal - Das Malen war wie eine Explosion

Nach zwei philosophisch, politisch ausgerichteten Interviewpartnern stellen wir eine Cottbuser Malerin vor. Eine, die Cottbuserin wie Künstlerin erst durch interessante Ent- und teils Verwicklungen wurde. Vor zehn Jahren sah ich eine ihrer ersten Ausstellungen, verlor sie dann aus den Augen und entdeckte sie im Team der Kunst.Fabrik wieder, engagiert für die Kunst und die Menschen: Anette Lehmann-Westphal.



Jens Pittasch: Anette, wer Dich heute kennt, kennt Dich als Malerin. Ich weiß nun aber, dass Du ja erst ziemlich spät mit der Malerei begonnen hast. Weshalb? Und was war vorher?

Anette Lehmann-Westphal: Hm, weil Umwege manchmal wichtig sind, aber noch wichtiger ist es, auf den eigenen Bauch zu hören. Ich könnte da bei einem Schlüsselerlebnis beginnen, bei dem eine Tankstelle eine Rolle spielt, oder lieber etwas ausholen, da man es sonst vermutlich nicht versteht.

Jens: Eine Tankstelle, spannend. Dann hole lieber etwas aus und lass' uns dann wieder da ankommen. Was war also vorher?

Anette: Aufgewachsen in einer Kleinstadt ganz in der Nähe von Leipzig war es schwierig, musikalisches Talent zu fördern, zumal sich die Eltern lieber studierte Ärzte als Kinder wünschten.

Von der Kunst hat mir dann auch jeder abgeraten, obwohl meine Interessen wohl schon immer dort lagen. Man hatte einfach gar keine Chance, Fähigkeiten und Ideen daraus zu entwickeln. Also studierte ich aus Verlegenheit Handelsökonomie und begann im Großhandel zu arbeiten.

Jens: Oh, das klingt wirklich nicht sehr kreativ.

Anette: Nein. Da lief alles seinen normalen, sozialistisch vorbestimmten Berufs- und Lebensweg, also zeitig Heirat und Kinder, damit man endlich Anspruch auf eigenen Wohnraum hatte. Wie bei Vielen führte dies neben anderen Gründen auch bei mir zum Scheitern der Ehe. Ich glaube manchmal, dass Cottbus mir aber vorbestimmt war, weil ich hier dann wirklich familiär das große Glück gefunden habe und einen Lebenspartner, der meine Wünsche und Träume nicht nur toleriert, sondern mir auch den Rückhalt gegeben hat, diese durchzusetzen. Dies zeigte sich spätestens dann sehr deutlich, als ich zu der Erkenntnis kam, wie aberwitzig unsere damalige Volkswirtschaft funktionierte (oder auch nicht) und deshalb beschloss, mich auf den Weg in die Selbstständigkeit zu begeben. Im Alter von 30 Jahren und mit 3 kleinen Kindern machte ich also eine Lehre zum Herrenmaßschneider.

Meinen Abschluss habe ich dann vorzeitig mit „sehr gut“ gemacht, nur leider oder zum großen Glück kam dann die Wende und das „Aus“ für diesen Weg, aber ich war nicht so sehr traurig, weil irgendwas blieb auch dabei sehr unbefriedigt in mir.

Jens: Also war auch mehr das Entwerfen Dein Ziel, als das Nähen?

Anette: Eindeutig ja. Ich wusste ja erst mal gar nicht, was mein Ziel war. Der Großhandel und später Gummibänder im Kraftwerk disponieren, waren es nur sicher nicht. Bei der Schneiderausbildung merkte ich dann, dass mich der kreative Teil mehr interessierte, als für Nichtkonfektionsgroßen langweilige Sachen zu nähen, wo ich schon immer

eher zu verrückteren Dingen neigte.

Jens: Doch damit war es dann eh vorbei. Und statt dessen?

Anette: Hatte ich Kinder mit finanziell abzusichern. Mein Arbeitslosengeld wurde ja aus meinem Lehrlingsgeld berechnet. So kam ich als Sekretärin in eine Tischlerei, die in kurzer Zeit einen sehr starken Aufschwung nahm. Keine Chance mehr zu kreativer Arbeit zu Hause. Aus der Sekretärin wurde da schnell eine Organisatorin für alles, also Dauerstress. Wieder blieb für mich, die Familie oder gar die Kunst keine Zeit.

Jens: Und irgendwann bist Du mal wieder Tanken gefahren, und dann?

Anette: Na ja, nach der „Wiedervereinigung“ hat sich wohl jeder neu eingerichtet und da ich ein absoluter Ästhet bin, ist mir Einrichtung sehr wichtig. (Innenarchitektur stand auch mal auf meiner Wunschliste) Kurz und gut, wir suchten passende Bilder, fuhren zufällig Tanken, und eine Ausstellung eines stadtbekanntes Malers und Grafikers zierte die Wände der Tankstelle.

In diesem Moment fielen bei mir wohl etwas die Hemmungen, das mit den Bildern selbst in die Hand zu nehmen.

Jens: Wow, da hat also Deine Berufung Dich gefunden?

Anette: Ja, so war es wohl. Ich habe immer, unbewusst, nach einem Beruf gesucht, in dem ich mich selbst verwirklichen konnte. Ich wollte immer etwas machen, was unverwechselbar mein ICH repräsentiert. Und habe auch nebenbei alles Mögliche probiert: Metallarbeiten, Kleidung entwerfen, viel gehandwerkert, vom Mauern und Tischlern bis zur Raumbgestaltung. Ich finde auch Kochen sehr kreativ -, aber die Malerei hatte ich irgendwie immer ausgeklammert. Und doch hatte ich schon mal einen Aquarellkasten gekauft - und fürs Rentenalter in die Ecke gelegt.

Jens: Aus der er nun rauskam?

Anette: Es war enorm, was dann passierte.

Eines Tages im Januar 95 malte ich nach vielen Jahren meine ersten Bilder, und das Herzrasen dabei werde ich wohl nie vergessen. Die Pinsel flogen gleich in die Ecke, das Gefühl von Farbe an den Händen löste bei mir regelrecht euphorische Reaktionen aus, und in dem Moment wusste ich, wonach ich immer gesucht hatte. In der ersten Zeit habe ich bis zu 150 Bilder im Jahr gemalt. Ich hatte schon immer für mich einen Satz: „Mit 37 wird sich mein Leben verändern.“ Ich weiß nicht mehr, wann der das erste Mal auftauchte. Aber genau so war es.

Jens: Einfach so? Mit 37 wird sich mein Leben verändern. Warum 37, nicht 35 oder 30, da verändern Frauen gerne mal alles.

Anette: Nein, mit 30 war es noch nicht soweit. Getraut, ins Nichts zu springen, habe ich mich schon immer. Ich hatte als Kind ein paar extreme Situationen erlebt und Radikalbrüche machten mir keine Angst. Mit Anfang 20 hatte ich mir schon selbst die Erkenntnis zu eigen gemacht, dass man Ängste nur besiegt, indem man sie ans Licht zerrt. Ab dann passierten mir radikale Brüche nicht mehr spontan, sondern überlegt und mit Überzeugung. Als ich dann behauptete, ich werde Malerin, wusste ich in mir selbst, dass ich es kann.

Jens: Doch der Impuls, das Erlebnis an der Tankstelle, das war doch spontan.

Anette: Das sind Situationen, in denen sich die Dinge plötzlich ergeben, ohne dass man Druck macht. Irgendwie kommt einem das Leben dann selbst entgegen, wenn man auf dem richtigen Weg ist.

Jens: Du sagst, Du wusstest dann, dass Du es kannst. Kann man dann einfach so malen? Oder konntest Du es eigentlich schon immer?

Anette: Ich habe nicht nur drauflos gemalt, sondern begonnen, viel über Malerei zu lernen. Ich hatte mir die ganzen Hochschulbücher besorgt. Auch bei der Volkshochschule habe ich drei Semester mitgemacht. Das war mir aber dem Wesen von „Kunst“ zu fern. Also doch selber lernen. Ich bin ein Paradebeispiel eines Autodidakten. Und was ich aus den Hochschulbüchern lernen konnte, hat mich noch viel mehr fasziniert. Vor allem konnte ich das Wissen konkret auf mein Innerstes anwenden. Ich hätte nie gedacht, dass es über Malerei so viel Wissen gibt, was man lernen kann.

Jens: Für mich ist bei Kunst da generell der Widerspruch zwischen Talent, Begabung und dem Erlernen des „Kunstmachens“. Natürlich braucht man technische Fertigkeiten. Leider erlebe ich auch oft, dass über Methoden die Kreativität verloren geht.

Anette: Es ist die Frage, was man aus dem Gelernten macht. Man muss die Regeln kennen, um sie dann für sich selbst wieder brechen zu können. Es gibt zum Beispiel Gesetze der Schönheit und Ästhetik. Man lernt, wie Dinge warum wirken und wie man das mit den eigenen Fähigkeiten umsetzen kann.

Jens: So, wie man eine Sprache lernt, und sie sehr unterschiedlich einsetzen kann - oder eben nicht.

Anette: Die Sprache ist ein gutes Beispiel. Man könnte sich ja auch seine eigene ausdenken, die dann keiner versteht. Es geht mir beim Malen aber nicht darum, nur für mich zu malen. In dem Moment, wo meine Bilder im öffentlichen Raum hängen, sollen sie andere Menschen berühren, also müssen sie eine Allgemeingültigkeit haben - mit einer persönlichen Handschrift und Aussage.

Jens: Inzwischen bist Du an der Kunst.Fabrik im Projektteam. - Um dieses Wissen an Andere weiterzugeben?

Anette: Im zweiten Schritt. Ich kam ja, vor vier Jahren, selbst als Teilnehmerin zur Kunst.Fabrik. Da ich mir dachte, ein bisschen Marketing zum Verkauf meiner Bilder kann ja nicht schaden. Kurz darauf hat mich die Idee der Ku.Fa aber auch schon gefesselt. Da geht es darum, Leuten überhaupt erst einmal eine Chance zu geben, sich zu entdecken. Die Möglichkeit, sich auszuprobieren, immer wieder neue Ansätze zu finden, ist für mich mehr als faszinierend.

Jens: Gerade dass, was bei Dir in Deiner Heimatstadt damals nicht ging.

Anette: Eben. Kunst und Kultur sind mir sehr wichtig und ich bin überzeugt davon, dass sie auch Grundlagen unserer Sozialisierung sind. Es sind jedes Mal Entdeckungen in den Gruppen der Kunst.Fabrik. Und oft sind das Menschen, die von der Gesellschaft schon abgestempelt wurden. Dabei erkennt man nur das Potenzial der Menschen in unserer schematischen Gesellschaft nicht.

Jens: Ja, auch in den letzten Interviews kamen wir immer wieder auf dieses Missverhältnis von Fordern und Fördern, Werten, Ethik und scheinbaren, gesellschaftlichen Normen.

Anette: An der Ku.Fa bieten wir Entfaltungsmöglichkeiten, wir heben Grenzen aus und schaffen kreative Freiheit, die auch die Gedanken frei werden lässt. Wir und die Teilnehmer selbst merken: Was ist überhaupt da? Und: Was kann man daraus machen? - Mit dem Ziel der Selbstständigkeit und Wirtschaftlichkeit. Und einer Lobby, die Kontakte zu Unternehmen schafft. Also kein rein theoretischer Ansatz, sondern die Wirkung des Erschafften zeigt sich ganz konkret.

Jens: Der Wirtschaftlichkeit, also des kommerziellen Erfolges?

Anette: Ja. Aber halt nicht in festgefahrenen Gleisen. Es gibt zukünftig eh nicht mehr die Situation: 1 Beruf = 1 Leben lang. Die Herausforderung ist, verschiedene Tätigkeiten in verschiedenen Gebieten ausführen zu können. Also müssen wir die Vielfalt der Begabungen und Interessen fördern. Viele Menschen haben schon jetzt mehrere Tätigkeiten, bezahlte und unbezahlte. Die Arbeit und auch

THE LONDON LETTER

Der englische Arzt: Rette sich wer kann

die zunehmende Freizeit wollen sinnvoll gelebt werden.

Jens: Du hast Dich ziemlich intensiv mit diesen Themen beschäftigt und bist das beste Beispiel für die verschiedenen Seiten. Die Künstlerin Anette Lehmann-Westphal zwischen Lebens-Kunst und aktiver, sozialer Verantwortung.

Anette: Das Wegsehen ist nichts für mich. Und so wichtig es ist, eine Ausdrucksform gefunden zu haben, mit der ich Menschen ansprechen kann, so wichtig sind mir der direkte Kontakt und die unmittelbare Hilfe. Das begann auch nicht in der Kunst.Fabrik, sondern findet hier nur eine sehr wichtige und schöne Fortsetzung. Eine andere intensive Erfahrung war ein Mal- und Zeichenzirkel in der JVA.

Jens: Oh, was es da alles gibt. Volker Mihan, mein Interviewgast im Januar, berichtete bereits von seiner Arbeit mit Gefangenen.

Anette: Mein Kurs dort lief seit 1998. Und die Teilnehmer hatten teils beachtliche Strafregister. Das Malen wurde für viele zu einem Prozess der Selbsterfahrung, der gut und in manchen Fällen auch heilsam war. Viele Straffällige haben ein sehr hohes kreatives Potential, nur leider auf dem falschen Gebiet. Wenn einem keiner zuhört und einen nicht wahrnimmt, verschafft man sich notfalls selbst mit krimineller Energie Aufmerksamkeit. Es geht dabei um mangelnde Förderung im Kindesalter, Hilflosigkeit und Ignoranz der Eltern, unerkannte Potenziale, fehlende Lenkung und mangelnde Kenntnis von Alternativen. Man merkt dabei, wie wichtig es ist, schon so zeitig wie möglich die Menschen zu fördern. Wir dürfen unsere Kinder nicht sich selbst überlassen.

Jens: Die Frage ist nur, wer sich für dieses Fördern, Ausprobieren, Erkennen und für Wertevermittlung noch verantwortlich fühlt. Sehr viele Elternhäuser sind damit rettungslos überfordert. Schule soll nicht mehr erziehen

Anette: Es gab in der Nachwendezeit eine richtige Schwemme junger Menschen im Knast, deren Eltern mit der politischen Situation oder einfachen Lebensfragen überfordert waren. Erst jetzt findet langsam ein Umdenken statt.

Davon profitierte zum Beispiel auch meine langjährige Zusammenarbeit mit dem Käthe-Kollwitz-Haus für Betreutes Wohnen. Es ging mir um meine persönliche Verantwortung, jungen Menschen zu zeigen, was man selbst in die Hände nehmen kann, auch wenn die ersten Jahre oder Jahrzehnte im Leben nicht optimal verlaufen.

In geringem Umfang gibt es in der Schule jetzt zum Beispiel Mittel, mit denen wir mehr kreative Freiheit, Kunst und Kultur in Kindergärten und Schulen bringen können. Bei der Kunst.Fabrik gehen wir aber auch den Weg, selbst Sponsoren in der Wirtschaft für solche Projekte zu suchen und nicht auf den Staat zu warten. Einfach, weil es notwendig ist. Wenn wir an der Zukunft der Menschheit weiter so ein Desinteresse zeigen, müssen wir uns über alle jetzigen Probleme nicht wundern.

Jens: Es ist die gleiche Motivation, die uns das „Blicklicht“ herausgeben lässt und aus der die Projekte meiner Initiative Weltsicht entstehen. Es ist schön, zu wissen, dass es Menschen wie Dich gibt, die das genauso sehen.

Anette: Die ganze Welt ist so spannend. Es sind so viele Möglichkeiten da, Dinge zu tun, zu lernen, zu gestalten. Und es wird spannender und schöner, je mehr Menschen daran mitwirken. Darum geht es mir.

Jens: Und dem bleibt nichts hinzuzufügen, außer: Danke! Und mach bitte weiter so. Alles Gute für Dich, Deine Familie und Deine künstlerische und soziale Arbeit.

-Jens Pittasch -

Von Anika Goldhahn

Man sagt, dass englische Gesundheitssystem sei nicht das Beste. Man empfahl mir eine private Krankenversicherung, bevor ich nach England zog. Ich dachte mir, dass es so schlimm ja nicht sein kann, schließlich gehört Großbritannien zur EU, hat eine sehr starke Wirtschaft – da wird der Staat doch in der Lage sein, in das Gesundheitssystem zu investieren. Da mir mein Leben aber lieb war und es leicht ist, mich mit diversen Horrorgeschichten nervös zu machen, schloss ich doch, mit einem eher schlechten Gewissen, eine private Krankenversicherung ab.

Endlich in England angekommen, hatte ich alle Gruselgeschichten über englische Ärzte vergessen. Ich dachte zunächst, meine neu abgeschlossene Versicherung wäre nutzlos gewesen. Denn als Student habe ich automatisch Anspruch auf die NHS (National Health Service) – das englische Gesundheitssystem. Dieses wird ausschließlich durch Steuern finanziert. So kann auch wirklich jeder noch so arme Engländer behandelt werden. Von Praxisgebühren hat dort niemand etwas gehört. Eine gute Sache, eigentlich.

Alles war prima...bis ich die Gardinen in meiner Wohnung zurückzog. Ich erschrak, als ich das graue Fabrikgebäude gegenüber entdeckte. Was für ein toller Ausblick. Der Schrecken war dann noch größer, als ich erfuhr, dass dies gar kein Fabrikgebäude sei, sondern das örtliche Krankenhaus – das Northwick Park Hospital. Es ist das Krankenhaus, in das ich eingeliefert werde, wenn ich mir durch das englische Essen eine Lebensmittelvergiftung zuziehe, oder mich ein Auto anfährt, weil ich beim Überqueren der Straße immer noch erst nach links schaue. In dem Fall kann ich dann theoretisch mit meiner privaten Krankenkarte winken und ein Flugzeug verlangen, das mich nach Hause fliegt. Ich bezweifle jedoch, dass ich nach einer Lebensmittelvergiftung oder einem Autounfall noch in der Lage bin, Wünsche zu äußern.

In The Guardian, einer nationalen Zeitung, las ich, dass im letzten Jahr drei Frauen nach der Geburt im Northwick Park Hospital auf mysteriöse Weise gestorben seien. Wenn ich mir das Gebäude anschau, finde ich das gar nicht so mysteriös. Ebenfalls in den Nachrichten war die Geschichte eines Ehemannes, der bei der Einlieferung seiner Frau Blutflecken des ehemaligen Patienten auf dem Bettlaken fand.

Das Northwick Park Hospital ist nicht das einzige Krankenhaus, das es mit der Hygiene nicht so genau nimmt. England ist bekannt für die vielen Fälle von MRSA, einer hoch ansteckenden Infektionskrankheit, die vermehrt in Krankenhäusern auftritt. Dies ist ein weltweites Phänomen. Während in Deutschland 700 bis 1500 Menschen jedes Jahr an MRSA sterben, ist die Zahl in England doppelt so hoch. Dies liegt zum Teil an der hohen Anzahl von Betten in einem Krankenzimmer, aber auch an der mangelnden Hygiene. In einer Meinungsumfrage gaben 31 Prozent der Befragten an, sie würden einen Krankenhausbesuch aus Angst vor ansteckenden Infektionen vermeiden.

Dabei ist es schon schwer genug, überhaupt einen Platz zu bekommen. Das englische Gesundheitssystem ist auch für die langen Wartezeiten bekannt. Vor 10 Jahren war es ganz normal, dass man zwei Jahre auf eine Operation warten musste. Vor kurzem wurde beschlossen, dass niemand mehr als 18 Monate auf seine Operation warten muss. Aber schon jetzt diskutieren die Ärzte über die Abschaffung dieser Regel.

Auch auf die Allgemeinmediziner, die so genannten GPs (General practitioners), kann man sich nicht verlassen. Harold Frederick Shipman war so ein englischer GP – und der „produktivste“ Serienmörder der Geschichte. Man schätzt, dass er etwa 450 Menschen durch die Überdosie-

rung von Medikamenten ermordet hat.

Seine Patienten waren allerdings nicht einfach nur naiv oder hatten das Pech, den falschen Arzt ausgesucht zu haben. Nein, sie hatten das Pech, in der falschen Gegend zu wohnen. In England darf man sich nämlich seinen Arzt nicht aussuchen. Man wird einem GP zugeteilt. Im letzten Jahr wurde ich krank und musste das erste Mal zu „meinem“ Arzt, der mir laut NHS-Regelung zugeteilt wurde. Ich betrat das Sprechzimmer überglücklich, denn ich musste nur 15 Minuten im Wartezimmer Platz nehmen. So etwas ist mir selbst als Privatpatient in deutschen Praxen nie passiert. Meine Laune verschlechterte sich sofort, als ich Platz nahm und einem alten, krank aussehenden Mann ins Gesicht schaute, der so angezogen war, als hätte er vor zwei Minuten noch gemütlich auf seiner Fernsehcouch gesessen. Er humpelte auf die andere Seite des Tisches und schaute für drei Sekunden in meinen Mund. Diagnose: Angina. Behandlung: Antibiotika für drei Tage. Das war der kürzeste Arztbesuch meines Lebens. Wenige Tage später ging es mir immer noch schlecht und ihm auch. Praxis wegen Krankheit geschlossen. Wahrscheinlich hatte er sich gleich wieder auf seine Fernsehcouch gesetzt und sitzt da immer noch mit meiner Angina.

Also habe ich meine private Krankenkarte geschnappt und bin zu einem deutschen Privatarzt gefahren. Wegen der Ärzteknappeit kommen viele deutsche Ärzte für einige Tage nach England und verdienen an einem Wochenende um die 3000 Euro. Nicht nur die Deutschen in England sind dankbar für das bisschen Heimat, auch die Engländer reißen sich um unsere Ärzte, da sie einen sehr guten Ruf weg haben.

Aber nicht jeder kann sich hier einen deutschen Arzt leisten. Engländer gehen ja nicht einmal mehr zum Zahnarzt. Seit der neuesten Gesundheitsreform laufen nur noch 10 Prozent aller Zahnärzte über die NHS, alle anderen müssen privat bezahlt werden. Demnach kann sich nur noch die Hälfte aller Engländer einen Zahnarztbesuch leisten. So schöne gerade Zähne, wie man sie in Deutschland sieht, findet man in Großbritannien leider selten.

Nach all diesen Gruselgeschichten über die NHS eröffnet sich eine Frage: Wie können die Engländer hier überleben? Indem sie gar nicht erst krank werden. Viele Krankheiten sind psychisch bedingt. Stress und schlechte Laune wirken sich auf das Immunsystem aus und machen krank. Wenigstens das haben die Engländer begriffen und sind einfach viel netter zueinander. Die Kassiererin im Supermarkt fragt, wie es einem geht, dem Busfahrer sagt man Danke und jeder entschuldigt sich permanent – auch wenn man keine Schuld hat. Die Engländer müssen vielleicht noch lernen, wie man in einem Krankenhaus ordentlich sauber macht, dafür sind sie wahre Meister im Umgang mit einander und leben dadurch um ein vielfaches gesünder als die Deutschen – trotz des katastrophalen Gesundheitssystems.



Northwick Park Hospital im Norden von London

KONTAKT:

Anette Lehmann-Westphal
Atelier: Hans-Sachs-Straße 21, 03046 Cottbus
Internet: www.lehmann-westphal.de
Mail: mail@lehmann-westphal.de